

Karin Jušek: Auf der Suche nach der Verlorenen. Prostitutionsdebatten im Wien der Jahrhundertwende, Löcker Verlag, Wien 1994.

Vom Stil her könnte die Arbeit von Karin Jušek fast schon als ‚britisch‘ bezeichnet werden. Trockener Humor, versteckte oder beißende Ironie und ein Scharfsinn beim Aufdecken der Lügen und Auslassungen anderer, der Sherlock Holmes zur Ehre gereichen würde: all dies macht die erste umfassende Auseinandersetzung mit den Prostitutionsdebatten (und der Prostitutionspolitik) im Wien der Jahrhundertwende zu einem intellektuell hochkarätigen Lesestoff, der noch dazu im angenehmen Gewande einer erzählenden Wissenschaft daherkommt. Lediglich das Lektorat läßt an einigen Stellen zu wünschen übrig. Grammatikalische Blüten und sprachliche Ausflüge ins allzu salopp-journalistische haben offenbar anstandslos die strenge Kontrolle eines für stilistische Eleganz bekannten Verlages passiert – nur als Beispiel genannt sei hier eine Formulierung wie „eine kleine, homogene (beinahe ausschließlich aus unteren Klassen bestehende) Gruppe von Frauen“ (S. 22).

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Der historische widmet sich der realpolitischen und diskursiven Auseinandersetzung mit der Frage der Prostitution im Wien der Jahrhundertwende. Im vorangestellten ersten Teil möchte die Autorin mit ihrer Darstellung der neueren „Sexualitätsdebatte“ eine „zusammenhängende Vorstellung von der Entwicklung des Denkens über Sexualität“ vermitteln. Dies soll eine „realistischere Einschätzung der Probleme ermöglichen“

und „den Blick auf eigene und fremde Vorurteile schärfen“. (S. 13)

Eine erste zentrale These stellt Jušek angesichts der Kontinuitäten zwischen „orthodoxem“ Diskurs und beträchtlichen Teilen der modernen feministischen Debatte sowie der Geschichtsschreibung auf: Das alte „Prinzip Prostitution“ stehe auch heute „noch immer im Zentrum unserer Sexualauffassung“ (S. 14). Dahinter stecke „die Idee, daß Männer sexuelle Bedürfnisse haben, die Frauen – unabhängig von eigenen Wünschen und Vorstellungen – in der Lage sind zu befriedigen“. Die Konsequenz: „das alte Tauschprinzip – Mann erkaufte von Frau sexuelle Befriedigung“ (S. 33; vgl. auch S. 263 f.). Weder die Freudsche Theorie noch deren Epigonen in der modernen Psychologie hätten diese Konstruktion in Frage gestellt. Etwa acht der zwölf Seiten zum damit umschriebenen Thema „Orthodoxie“ sind vorrangig der exemplarischen Analyse eines einzigen psychoanalytisch ausgerichteten Aufsatzes (von Béla Grunberger) gewidmet. Die Folgen, welche die Integration des „Prinzips Prostitution“ für die Freudsche Theorie selbst hatten, bleiben dabei weitgehend im Dunkeln. In der Kürze wohl kaum nachvollziehbar ist die beigefügte Aburteilung verschiedener Ansätze der psychoanalytisch orientierten Frauenstudien (S. 30 f.).

Was bleibt, ist die Feststellung der theoretischen und ideologischen Abwesenheit weiblicher Sexualität in wissenschaftlichen und ideologischen Auseinandersetzungen einst und jetzt (z. B. S. 32, 40). Diese unmittelbar aus dem „Prinzip Prostitution“ ableitbare These stellt den Fix- und Angelpunkt der folgenden Analysen dar. Unwillen, Unfähigkeit oder

Versäumnis, „ein positives Konzept der weiblichen Sexualität, das auch dem Begehren, der Lust (...) gerecht wird, zu entwickeln“, sind für Karin Jušek jene Grundprobleme, aus denen sich das Denken und Handeln so gut wie aller an der Auseinandersetzung einst und jetzt Beteiligten herleiten läßt.

Mit Hilfe dieses Orientierungspunktes gleitet die Autorin auf dem, zugegebenermaßen sehr sehr glatten Parkett der neueren feministischen Debatten zu Pornographie, sexueller Gewalt und weiblicher Hetero- und Homosexualität dahin. Nur selten übernimmt sie dabei mit Begriffen wie „Radikalfeminismus“, „sexualfeindlich“ etc. die Terminologie von Beteiligten und Zuschauern. Was, so fragt die Autorin, steckt eigentlich dahinter, wenn Sex am Ende des 20. Jahrhunderts schließlich doch noch zur (beinahe?) salonfähigen Dienstleistung (z.B. als offizielle soziale Versorgung für Behinderte in Holland) geworden ist oder zur „Arbeit“ wie jede andere auch erklärt wird (S. 59, 63)? Die Antwort: die Fortschreibung des „orthodoxen“ Diskurses mit anderen Mitteln, in dem es immer (noch) nur darum geht, „ob der Dienst am Mann für Frauen zulässig ist oder nicht“ (S. 60).

Die Analyse der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sexualität und Prostitution deckt dann Schritt um Schritt eine ganze Menge jener Fallen auf, in die all die anderen gegangen sind. Die dabei zutage geförderten Fragen an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Leserinnen und Leser lassen sich als eloquente Einführung in Entwicklung und Dynamiken dieser Diskurse lesen. Woher zum Beispiel kommt es, daß die Historiographie immer wieder unbe-

dacht jene zeitgenössischen Behauptungen übernimmt, nach denen die Straßen der Großstädte der Jahrhundertwende von Heerscharen „heimlicher“ und „registrierter“ Prostituierten bevölkert gewesen seien? War die Sexualität also doch nicht so verdrängt, wie es die „viktorianische“ Moral vorgab? Oder sah man(n) sich gerade aufgrund der zeitgenössischen Verdrängungsmechanismen von „Prostituierten“ umzingelt, die keine waren? (S. 79–85)

Allerdings wird die theoretische Spannung, die das historiographische Kapitel mit alledem aufbaut, im zweiten, der Geschichte gewidmeten Hauptabschnitt des Buches nur teilweise aufgelöst. In den Kapiteln über Politik und Folgen der „Reglementierung“ der Prostitution und zum Diskurs von bürgerlicher Frauenbewegung, Sozialdemokratie und katholischer Kirche breitet Karin Jušek umfangreiche historische Evidenz aus. Die erste übergreifende Darstellung des gesellschaftlichen wie diskursiven Umgangs mit Prostitution im Wien der Jahrhundertwende ist gegen die Affirmation alter oder den Aufbau neuer „Vorurteile“ gegenüber Prostituierten oder Mechanismen der diskursiven Verdrängungen weiblicher Sexualität überhaupt gefeit. So liest die Autorin den Blick der Polizei(reglements) auf die „Unsittlichkeit“ gegen den Strich. Offenkundig wird dabei, daß das Problem eigentlich eher darin besteht, was da alles zur Prostitution erklärt wurde (S. 106–108), etwa in den berühmt-berüchtigten, aufgrund eigener Interessen und Zwänge auch von der Frauenbewegung skandalisierten Übergriffen auf „ganz unbescholtene“ junge Mädchen (S. 118f.). Auch das Ausmaß an sexuell konnotierten Kon-

fiktionen und Abhängigkeiten, mit denen Wiener Arbeiterinnen sich herumzuschlagen hatten, stellt einen neuen Befund dar (im übrigen auf der Basis von auch bisher viel, nur eben anders gelesenen Quellenmaterial). Dieser wird umgehend zur Hinterfragung gängiger Klischees über die soziale Herkunft von Prostituierten und die soziale Rolle von Prostitution und Sexualität im Arbeiter/innenmilieu genutzt. (S. 195–203, 206) Analoges gilt für die Abschnitte über den Umgang der katholischen Kirche mit der Sittlichkeit im allgemeinen und der Prostitution im besonderen. (S. 230–245)

Doch dies sind, abgesehen vom faktenreichen Kapitel über die Reglementierung, insgesamt nur kleinere und auch untereinander isoliert bleibende Ausflüge aus dem Dickicht der seinerzeitigen Prostitutionsdebatten. Hauptsächlicher Fokus auch des zweiten Teils des Buches bleibt das kritische Gegenlesen der Gefechte der Zeitgenoss/innen. Doch in der historischen Analyse werden jene Gefahren besonders offenkundig, die dem Bemühen innewohnen, (fast) alles über einen Leisten, der Abwesenheit von weiblicher Sexualität, zu schlagen. Insbesondere in der Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Frauenbewegung und Rosa Mayreder, in geringerem Grade auch mit der Sozialdemokratie, sind Tendenzen einer Verdunkelung statt Erhellung von historischem Wandel und historischen Widersprüchen unabweisbar. Eine gewisse Rolle scheint dabei die zum Teil geringe Dichte des aufgearbeiteten Quellenmaterials zu spielen. So wird die abolitionistische Politik im Dunstkreis des *Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins* unter der Überschrift „Der offizi-

elle Standpunkt“ im wesentlichen als Position der „österreichischen Feministinnen“ bzw. der Frauenbewegung abgehandelt (bes. S. 141–143), obwohl doch die „Gemäßigten“ in der Bewegung eine bedeutende Rolle spielten. Was waren die Positionen derer, die mit dem Abolitionismus nicht einverstanden waren? Und wieso wird nur in bezug auf die Katholikinnen nach der Existenz sozialreformistische Projekte von Seiten der Frauenbewegung gefragt? (S. 247–252, 256 f.) Gab es in der bürgerlichen Frauenbewegung tatsächlich keine anderen Projekte? Wieso findet z. B. die *I. Mädchenschutzstation der Österreichischen Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels* unter Generalsekretärin Celestina Truxa keine Erwähnung, sondern nur die Existenz des genannten Vereins? (S. 132, 250) Und wieso schließlich stellt die Autorin explizit fest, daß es um 1900 keinen „Mädchenschutzverein“, keine „Bahnhofsmision“ etc. gegeben habe, wenn doch 1900 der Verein *Heimat* gegründet wurde, dessen Ziel die Schaffung von Mädchenasylen war, 1904 eine katholische Bahnhofsmision ins Leben trat und beide Vereine seit 1905 gemeinsam tätig waren? Wenn auch derlei Aktivitäten in Österreich tatsächlich weit weniger Bedeutung hatten als in anderen Ländern, so berechtigt dies wohl nicht dazu, die abolitionistischen Positionen eines Teils der Frauenbewegung derart in den Vordergrund zu schieben.

Doch nicht nur die praktische Reformpolitik bürgerlicher Frauen(-organisationen) gleich welcher Schattierung wird ungleichmäßig behandelt. Auch die Einordnung der Wandlungen in der frauenbewegten Sexualitätsdebatte der Jahrhundertwende (nicht nur) in Österreich

einschließlich der besonders herausgehobenen Position Rosa Mayreders zu diesem Zeitpunkt bleibt verschwommen. Was als rigider Moralismus der Frauenbewegung dargestellt wird, der in der Forderung nach unbedingter Abschaffung der Prostitution in jeder Form gegipfelt habe, speiste sich keineswegs aus einheitlichen Motiven, und in der Frage der Hilfe für die „Opfer“ war Frau sich eben ganz und gar nicht einig. (S. 145, 168) Auch hinsichtlich der angestrebten sexuellen Ordnung geht es um weit mehr als die Unterscheidung zwischen jenen, die sich der „sexuellen Frage“ widmeten und jenen, die dem Thema „Unzucht“ nur „wenig Interesse“ entgegenbrachten. (S. 140)

In der Darstellung von K. Jušek treten nur manche der hier notwendigen Differenzierungen überhaupt in Erscheinung (so die Auffassungen von I. v. Troll-Borostyani, S. 152–158, gegenüber jenen Mayreders). Der Status, der der weiblichen Sexualität diskursiv zugeordnet wurde, stand eben gerade im Zentrum der Differenzen der Zeitgenoss/innen. Die „Radikalen“ (und zumindest einige Sozialdemokrat/innen) träumten europaweit von einer Gesellschaft, in der (auch) weibliche „Triebe“ anerkannt und ausgelebt werden durften (so z. B. die vielleicht – so Jušek – „gemäßigte“, aber dennoch eindeutig der „neuen“ Richtung zugelegte Auffassung Pernerstorfers, S. 190). In Abgrenzung von „viktorianischer“ Moral und hergebrachter Sittlichkeit enthielt der Gedanke einer neuen Ethik oder der heißumstrittenen „freien Liebe“ für viele Zeitgenossinnen tatsächlich ein unbestreitbares Quantum an „Radikalität“ – es war eben kein Zufall, daß bei einer Versammlung zum Thema Prosti-

tution das Fehlen von Warnschildern für junge Mädchen extra begründet werden mußte (S. 142), oder daß der Besuch von Vorträgen auch nur über den menschlichen Körperbau oder ähnliche Themen – bei jungen Aktivistinnen, so z. B. bei Adelheid Popp, massive Abwehrreaktionen auslöste. (S. 189)

Auch das Mißverständnis der „freien Liebe“ als „zügelloser“ Freisetzung unkontrollierter Triebenergien stand mit Ängsten vor den unabsehbaren Folgen jeder Anerkennung der Existenz weiblicher Sexualität in unmittelbarem Zusammenhang. Zugleich waren gesellschaftliche und kulturelle Verhältnisse jener Zeit, die sich darin widerspiegelten, mit dafür verantwortlich, daß die Verfechterinnen einer „neuen Ethik“ ihr Plädoyer für die weibliche Körperlichkeit und Sexualität umgehend mit rigiden (S. 165), aber eben doch stark gewandelten Moralvorstellungen verbanden. Die aus der Dunkelheit von Leugnung und Unterdrückung gerissenen weiblichen „Triebe“ sollten kein abgespaltenes und promiskuitives Eigenleben führen, wie es im Rahmen der herrschenden Doppelmoral bei den Männern der Fall sei. Sie sollten vielmehr mit festen Banden in die Persönlichkeit (S. 167) und die monogame (im Zeitenlauf allerdings auflösbare bzw. wandelbare) Liebe (S. 156, 166) der „neuen Frau“ integriert werden (vgl. auch S. 191). Geist und Körper hatten beim idealen Menschen der Zukunft nach außen eine Einheit zu bilden, in deren Innerem der Geist den nunmehr zugelassenen Trieb in zivilisatorisch akzeptable, „höhere“ Bahnen zu lenken hatte. Das Ende der Prostitution sollte sich aus der Höherentwicklung auch der Männer zu dieser neuen

Persönlichkeitsstufe ergeben (abweichend S. 166). Das Leiden der „anständigen“ Frauen ebenso wie das der „süßen Mädel“ und der „Gefallenen“ an der Doppelmoral der Männer und ihre, von K. Jušek klar herausgearbeitete unausgesprochene „Konkurrenz“ um die Männer (S. 171–175) sollte in dieser neuen sexuellen Ordnung aufgehoben werden. In „gemäßigten“ Kreisen und bei den von K. Jušek behandelten Katholikinnen mußte auch nur der Gedanke an einen solchen Umbruch Entsetzen auslösen. Egal ob sie von der Notwendigkeit der „Triebunterdrückung“ oder aber von einer allgemeinen „Triebschwäche“ der Frauen ausgingen (für den angelsächsischen Raum S. 175–179): Als Alternative trat in erster Linie die Idee der Ausweitung eines bislang auf Frauen beschränkten Sittlichkeitsprinzips auch auf die Männer auf den Plan. Dies gilt unabhängig davon, ob entsprechende Forderungen eher als taktisches Manöver, als Kampf um weibliche „Würde“ oder als schlichte sexualpolitische Praxis zu interpretieren sind.

Alle diese Positionen beruhten entweder auf der Leugnung weiblicher Sexualität oder auf ihrer normativen Eingrenzung und Kontrolle im Ideal der „neuen Frau“, die als endlich erschaffene weibliche Variante des bürgerlichen Subjektes zu kennzeichnen ist. Dennoch zeigt die Auseinandersetzung zwischen „alter“ Sittlichkeit und „neuer“ Ethik m.E. einen kritischen Wendepunkt in den Sexualitätsdebatten des frühen 20. Jahrhunderts an, der für die weiteren Entwicklungen von entscheidender Bedeutung ist. Mit dem allgemeinen Konzept der Abwesenheit von weiblicher Sexualität ist dieser Wandel im Diskurs nicht zu fas-

sen. Es genügt eben nicht, die ostentative Anwesenheit von weiblicher Sexualität in den Konzepten der österreichischen Sexualreformerinnen wegen der auf dem Fuße folgenden Normierungs- und Kontrollabsichten moralisierend als neuerliche „Sackgasse“ zu brandmarken. (S. 177) Der Versuch, das Neue an den Ideen der österreichischen Sexualreformerinnen auf die „Bagatellisierung“ statt „Verleugnung“ weiblichen Begehrens zurechtzustutzen und die „Misogynie“ dieser Herangehensweisen hervorzuheben (S. 178 f.), ist wenig befriedigend. Daß es in jedem Fall um eine Entscheidung zwischen „Körper und Geist“ gegangen sei (S. 179), ist, was die Konzepte der Reformerinnen betrifft, schlicht unzutreffend. Schließlich wird mit alledem auch der Frage nach dem Bezug zwischen Umbrüchen im Diskurs und zeitgenössischen sozialen Verhältnissen, die sich insbesondere bei Lektüre der erwähnten sozialgeschichtlich inspirierten Ausflüge der Autorin aufdrängt, kaum näher zu kommen sein. Zu fragen wäre z. B. ganz traditionell nach dem Zusammenhang zwischen dem Vordringen von unmittelbar marktförmigen, an Tauschwerten orientierten sozialen Beziehungen und dem Auftauchen der „neuen Ethik“. Phänomene wie das der (zunehmenden?) „Konkurrenz“ (so Jušek) zwischen Frauen um Männer könnten dabei wichtige Bezugspunkte abgeben.

Das Buch von Karin Jušek eröffnet mit seinen ausgeklügelten Fragen an alle Teilnehmer/innen der vergangenen und gegenwärtigen „Prostitutionsdebatten“ (so die treffende Eingrenzung der Absichten im Untertitel) ungeachtet solch offener Fragen einen beträchtlichen Grund-

stock an Wissen und Fragestellungen für eine erst zu schreibende Sozialgeschichte der sexuellen und erotischen Beziehungen der Geschlechter im Wien der Jahrhundertwende. Zentral ist dabei die Zurückweisung aller verborgenen oder offensichtlichen Ansprüche auf Normierung, Verdrängung und Kontrolle weiblicher Sexualität in einstigen und jetzigen Prostitutionsdebatten. Schon allein dadurch ist das Buch gegen die Falle eines „subjektlosen Strukturalismus“ gefeit. Dies findet seinen Ausdruck auch in einer ebenso empathischen wie lebendigen Parteinahme der Autorin für das, was nicht ist: „ein positives Konzept weiblicher Sexualität“, „Wünsche, Vorstellungen und Sehnsüchte“ von Frauen, die sich normativen Vorstellungen in Vergangenheit und Gegenwart immer neu und widerborstig entgegenstellen (S. 58, 54). Daß dabei bisweilen nicht nur die Sprache, sondern auch der Blickwinkel der strengen Wissenschaftlichkeit der 1990er Jahre zurücktritt und Platz macht für soziale Opposition und Bewegung als Ausgangspunkt und Bezugsrahmen von Argumenten, ist nur konsequent. Ungeachtet von so manchem ‚Bauchweh‘ beim ersten Lesen der entsprechenden Passagen ist dieser Zugang daher keineswegs banal, sondern unumgänglich und, soweit dies von Gedrucktem überhaupt geleistet werden kann, möglicherweise befreiend.

Auch der mögliche Vorwurf von Inkonsistenzen in Argumentation und Perspektive, der aus einer ausschließlich ‚positivistischen‘ Exegese des Jušekschen Textes abgeleitet werden könnte, zerschellt an dieser Metamorphose der guten alten Dialektik im poststrukturalistischen Zeitalter. So hält die Autorin z. B. Mayreders

Normierungsabsichten entgegen, daß den Frauen damit jene „Freiheiten“ vorenthalten würden, „wie sie die Männer bereits besaßen“ (S. 177) – nur um an anderer Stelle die „Freiheit“ der Prostitution als Symbol der Abwesenheit von „positiver“ weiblicher Sexualität, von weiblichem Begehren (S. 61) zu kritisieren. Solange diese Bastion des „Abwesenden“, an allen methodologischen Problemen vorbei, als Standpunkt einfach eingenommen wird, stört es wenig, wenn die Logiken der Diskursteilnehmer/innen einmal von hier und einmal von da beleuchtet werden. „Auf der Suche nach der Verlorenen“ – kein Titel könnte die Frage der Autorin nach einer weiblichen Sexualität, die weder von Marktverhältnissen dominiert, noch gesellschaftlich normiert und deformiert oder unterdrückt wäre, besser ausdrücken. Wer diese Frage in ein Bild fassen möchte, sollte im übrigen auch den wunderschönen Umschlag des Buches beachten, über dessen Herkunft uns der Verlag allerdings, durchaus passend zum Thema, im Dunklen läßt.

Susan Zimmermann, Budapest – Wien